

Wigand antwortete: seine Tochter habe durch kein Verbrechen ein Verweisungsurtheil verdient; und wenn er auch, ohne sich durch ein gebieterisches Muß dazu verbunden zu achten, aus freier Entschliebung nachgeben wollte, so wisse er doch keinen Ort, wo sie so gut, als im Hause ihrer Eltern, aufgehoben sey. Er werde sich also — es komme, wozu es wolle — von seinem Kinde nicht trennen.

Hiermit ging er, unbekümmert über die ihm nachschallende Drohung: daß er über lang oder kurz seinen Starrsinn bereuen werde.

24.

Die Versöhnung.

Luisens Vater kam etwas unmutig nach Hause und hielt ihr die Neuigkeiten vor, die er im Schlosse gehört hatte. Ein flüchtiges Roth ergoß sich über ihr Gesicht; doch das gute Gewissen der Unschuld sprach aus ihrem ruhigen Auge, und sie gestand offenherzig: daß sie den jungen Frank liebe und von ihm geliebt werde; doch vom Heirathen sey nie unter ihnen die Rede gewesen. Sie wolle, setzte sie hinzu, dem Umgang mit ihm entsagen, um ihn nicht mit seinen Eltern zu entzweien; aber ihn vergessen und einen Andern lieben könne sie nimmer.

„Das Letztere bleibt billig der Zeit überlassen;“ sprach der Vater. „Uebrigens hast du wie ein vernünftiges Mädchen gesprochen. Ich bin nun ruhig und der Bär im Schlosse brumme, wie er will!“ —

Dort war guter Rath theuer. Wilhelm befand sich noch

im Arrest; der Vater hatte seit dem vorigen Abend nicht mit ihm gesprochen. Die Mutter besuchte ihn und sparte weder Bitten noch Thränen, um ihn von Luise abwendig zu machen; aber sie kam ohne Trost zurück. „Nun will ich gegen ihn Sturm laufen!“ sagte der Vater. „Hilft das nicht, so mag ich den ungehorsamen Burschen nicht länger vor Augen sehen; er muß stracks aus dem Hause!“ —

Der Arrestant ward geholt. Herr Frank that sich Anfangs, von seiner Frau um Mäßigung ersucht, große Gewalt an, begann mit ziemlicher Gelassenheit, und erbot sich zu einem Generalpardon aller vorgefallenen Streiche und Verletzungen der Wahrheit, wenn Wilhelm feierlich angelobte, sich von Luise ganz loszureißen und nie wieder ein Wort mit ihr zu sprechen.

„Du verlangst zu viel, Vater!“ antwortete der Jüngling mit einem sanften, bittenden Tone. „Ich kann dieß Angelöbniß nicht leisten.“

„Warum nicht?“

„Ich liebe das Mädchen, lieb' es mehr als mein Leben.“ —

„Schwärmerei — Romanensprache — nichts weiter!“

„Glaub' das nicht! Ich bin kein Papagei, der fremde Worte nachplaudert. Was ich sagte, floß aus meinem Herzen.“

„Herz! — Wieder ein Romanenblümchen! — Das Herz des Sohnes muß schweigen vor der Stimme des Vaters!“ —

„Kannst Du dem Sturm gebieten, nicht zu brausen? Kannst Du dem Donner befehlen, nicht über Deinem Haupte zu rollen?“ —

„Leerer, sinnloser Bombast! — Was gehn mich Sturm und Donner an? — Mit Dir sprech' ich, von Dir verlang' ich Gehorsam!“ —

„Den hab' ich Dir nie verweigert. Ich befolgte jeden Deiner Winke. Aber Du fordertest auch nie etwas Unmögliches von mir.“

„Ist denn das jetzt der Fall? Ich dachte, es war eben keine Wunderthat, die Bekanntschaft mit einem unbedeutenden Mädchen, einer Schulhalterstochter, abzubrechen!“

„Das denkst Du wohl, weil Du das Mädchen nicht liebst! Du bist freilich ein bejahrter Mann, Dein Gefühl ist erstorben —“

„Unverschämter Naseweis! Diese grobe Beleidigung sagst Du mir ins Gesicht?“

„Ich bitte Dich, Vater, wie kannst Du eine Wahrheit so übel aufnehmen und Dich darüber ereifern? — Hast Du mich nicht von Jugend auf gelehrt und mir sogar mit Schlägen eingepägt, immer Wahrheit, nichts als Wahrheit zu reden?“ —

„Aber mit mir — Deinem leiblichen Vater —“

„Dyne Ausnahme, ohne Ansehen der Person! — Das waren hundertmal Deine eigenen Worte.“

„Schweig! Ich bin's überdrüssig, mit Dir länger zu kapituliren. Erkläre dich kurz: ob Du Dich von Deiner bettelhaften Dulcinee lossagen willst oder nicht!“

„Deine Ausdrücke sind sehr hart, und machen's mir in der That schwer, mich in den Schranken der Achtung zu halten, die ich Dir als Vater schuldig bin.“ —

„Zur Sache!“

„Darüber hab' ich mich schon unwiderruflich erklärt. Ich kann von dem Mädchen nicht lassen.“ —

„Nun, so laß ich von Dir, und stoße Dich, zur Strafe Deines Ungehorsams, noch heut aus dem Hause!“ —

„Haus und Hof ist Dein! Ich muß Dein Gebiet meiden, wenn Du befehlst. Aber mein Herz ist mein Eigenthum; darüber darfst Du nicht schalten!“

„Mir aus den Augen, Bösewicht!“ — schrie Herr Frank, mit wildem Blick und geballter Faust. — „Geh' und erwart' in Deinem Zimmer, was ich über Dich beschließen werde!“ —

Schweigend und mit gelassenen Schritten ging Wilhelm ab.

„Der Taugenichts!“ rief der Vater und wandte sich zu seiner Frau, die eine stumme Zeugin dieses Auftritts gewesen war. „Sieh, das ist Dein Goldsohn, Dein Augapfel! Wie gefiel er Dir jetzt?“ —

„Er betrug sich allerdings etwas unartig;“ antwortete sie — „aber ich kann mich der Bemerkung nicht enthalten, daß die Art und Weise, wie Du ihn erzogst, die Grundlage seines Starrsinns und seiner kecken Freimüthigkeit ist. Hat ich Dich z. B. nicht oft, ihm das allzu vertrauliche Du gegen uns Eltern nicht zu gestatten? — Du achtetest nie meiner Warnung vor dieser Unanständigkeit; doch jetzt werden Dir wohl ebenso, wie mir, die Ohren davon wehgethan haben. — Sich Du nennen, sagt ein bekannter Schriftsteller, heißt die Achtung verwahrlosen.“ —

„Schriftsteller hin, Schriftsteller her! Komm mir um's Himmels willen mit diesen Leuten nicht angezogen, da mir das Blut schon genug in den Adern kocht! — Jetzt ist zu überlegen, was wir mit dem ungerathenen Buben anfangen, wohin wir ihn schicken. Nur von dem Wohin sey die Rede! Denn im Hause darf er nicht bleiben; das

ist so gewiß, als ich lebe! Ueber diesen Punkt verlier' also kein unnützes Wort!"

Madame Frank fügte sich leichter, als zu erwarten war, in die Trennung von ihrem Sohne. Seine Entfernung, sagte sie, sey ohne Zweifel das wirksamste Mittel, ein ehrenreiches Band zu zerreißen und ein besseres zu knüpfen. Sie dachte dabei an das Fräulein von Mfing, die Tochter eines reichen Finanzraths, die sie zu Wilhelms Braut erkoren hatte.

Diese Familie wohnte in der Hauptstadt. Madame Frank schlug deshalb vor, den jungen Starrkopf geraden Weges dahin zu verweisen, weil der Anblick neuer Gegenstände, und besonders der Liebreiz feiner und gebildeter Damen ihm sein ländliches Mädchen — das er nur aus Unbekanntschaft mit der schönern Welt angenehm gefunden habe — bald aus dem Kopfe verdrängen würden.

„Mit Schaden wird man klug!“ versetzte Herr Frank. „Die kleine Hexe hätte sich gar nicht so tief bei ihm eingenistet, wenn vor drei oder vier Jahren des Onkels Rath, den Wildfang in der Residenz erziehen zu lassen, angenommen worden wäre. Indessen ist das Mädchel herangewachsen, und leider so hübsch geworden, daß sich alle Stadtdamen — die wenigstens ich gesehen habe — vor ihr verstecken müssen. — Damals hatte sie die Kinderstube noch nicht ausgetreten und zwischen ihr und Wilhelm bestand nur eine bloße Spielfreundschaft: aber da wollte sich Madame von ihrem Herzblatt nicht trennen. Nun sehn wir die Früchte davon!“ —

„Schilt nicht, lieber Mann! Bis jetzt ist noch wenig verdorben. Ich verlasse mich auf das Sprichwort: Aus den Augen, aus dem Sinn!“ —

„O, daran ist bei einem jungen Romanenhelden, dem die Liebe das Gehirn verbrannt hat, nicht zu denken! Zum Unglück steht auch der General jetzt im Felde, und der Himmel weiß, wie lange der Krieg noch dauert. Wer soll indessen den Thunichtgut unter Aufsicht nehmen und in Zucht halten, wie der Onkel gekonnt hätte?“

Madame Frank räumte diesen Stein des Anstoßes aus dem Wege. „Der Finanzrath Alfing“ — sagte sie — „hat ein großes, weitläufiges Haus, das man einen Palast nennen kann, und er thut uns sicher den Gefallen, unserm Sohne ein Zimmer darin einzuräumen. So wird er gleichsam ein Glied dieser angesehenen Familie, und muß sich, von ihr beobachtet, sittlich und anständig betragen.“ —

„Rechne doch nicht auf den schwachköpfigen Alfing!“ erwiderte Herr Frank. „Der steht ja unter dem ehelichen Pantoffel!“

„Was schadet das?“ versetzte sie. „Ich schreib’ an die Eigenerin des Pantoffels, und bürge dafür, sie unsern Wünschen geneigt zu machen.“ —

Herr Frank war nun alles zufrieden, da er sich der befürchteten Beschwerlichkeit eines Briefwechsels mit dem Herrn von Alfing überhoben sah. Er ordnete an, daß Wilhelm schon den folgenden Tag abreisen, diese Resolution aber nicht eher, als in der Stunde des Scheidens erfahren solle, damit er nicht vorher aus seinem Arrest entwische und sich mit Luise bespreche.

Magister Trufelius fuhr am besten bei der Geschichte. Er kam zu einer Pfarre, er wußte nicht wie. Diesen guten Bissen hätte er beinahe wieder aus dem Munde verloren: denn Herr Frank wollte die Sache rückgängig ma-

hen, weil er dadurch die Korbslechterin aus seinem Dorfe nicht los ward, und es ihm nun, da diese Hoffnung in den Brunnen gefallen war, schwer ankam, dem Steindorfer Kirchherrn einige Gegengefälligkeiten, die er sich ausbedungen hatte, zu leisten. Er äußerte aber kaum diesen Vorfaß, da trat Wilhelms gutherzige Mutter als Schutzgeist des brodlosen Kandidaten auf, und bat dringend, ihm seine Versorgung zu gönnen. „Es ist so süß, so göttlich,“ sagte sie, „einem Hülfslosen die Hand zu reichen und der Schöpfer seiner Wohlfahrt zu werden!“ — Ihr Gatte gab nach; Trufelius ward gerufen und ihm sein Glück bekannt gemacht.

Wenn ein Stieffohn Fortunens, der ohne sichern Unterhalt, wie die Vögel unter dem Himmel, nur von einem Tage zum andern lebte, mit Einem Mal unter ein bequemes, ruhiges Dach und in den Genuß eines festen Einkommens versetzt wird: so fühlt er sich wie neu geboren, und seine Freude ist so natürlich, daß sie keiner Beschreibung bedarf. Daher kein Wort über die fast drolligen Ausbrüche derselben bei unserm Magister! Madame Frank ergözte sich an der Flamme des Vergnügens, die aus seinen Augen loderte; aber ihr hastiger Mann stürzte schnell Luifens Korb als Dämpfer darüber.

Trufelius erschrock, faltete die Hände, hob die Augen gen Himmel und seufzte: „Dort werden die Ehen geschlossen! — Es sollte nicht seyn! — Ich fasse mich in christlicher Geduld.“ — Daran that er sehr wohl. Madame Frank vollendete seine Beruhigung durch den Trost: es gebe mehr liebenswürdige Mädchen in der Welt, die gegen die Anwerbung Sr. Wohllehrwürden nicht gleichgültig seyn würden.

Er konnte sich den Triumph nicht versagen, in Wilhelms Zimmer zu gehen und ihm die glückliche Veränderung seiner Lage zu melden. „Sie dachten, es übel mit mir zu machen;“ sprach er: „aber die Vorsehung hat's gut gemacht. Ich bin durch den Pöffen, den Sie mir spielten, Pfarrer in Steindorf geworden.“ —

Der Jüngling stuzte und forschte nach dem Gange der Sache, die ihm noch neu war. Trufelius erzählte ihm alles ganz aufrichtig. Wilhelm freute sich über Luizens Treue und ihres Vaters standhaftes Benehmen, und wünschte nun dem Magister aus vollem Herzen Glück und Segen zu seiner Beförderung. „Verzeihen Sie,“ — fuhr er fort und bot ihm die Hand — „verzeihen Sie mir alle Muthwilligkeiten, die ich gegen Sie ausübte. Ich betheure, sie kamen aus keinem bösen Gemüth, und ich werd' Ihnen in Zukunft bei jeder Gelegenheit beweisen, daß ich Ihr wahrer Freund bin.“ — So schieden sie völlig ausgefehnt von einander.

Auch wir scheiden nun von dem ehrsamem Trufelius, mit dem wir vor der Hand nichts weiter zu schaffen haben. Er hielt sich bis zum Antritt seines Amtes in Hühnenthal auf, und machte auf Herrn Franks Anstiften noch einige Versuche, Luisen zu erobern. Sie trugen ihm aber nichts, als eine neue und verbesserte Auflage des schon empfangenen Korbes ein. Er grämte sich wenig darüber, da er sie nicht aus eigenem Antrieb unternommen hatte. Ihm lag jetzt mehr an der Pfarre, als an der Quarre. Dieser sprichwörtliche Ausdruck, den wir dem Herrn Frank abborgen, war überhaupt auf die sanfte Luise nicht anwendbar, da er ein immer unzufriedenes Brummeisen bedeutet. Doch eine Quarre fand sich, als Trufelius die



Pfarre bezog. Er machte mit der Wittwe seines Vorfah-  
rers Bekanntschaft, und ehelichte sie nach Verfluß des  
Trauerjahres mit der Zugabe einiger Stieffinder, ungeach-  
tet das alte Mamachen gegen Luise eine Hexe von En-  
dor war. Aber sie besaß alles, was zu einer vollkommen  
engerichteten Wirthschaft gehört, und war überdieß eine  
vortreffliche Köchin. Beides behagte dem Herrn Pastor,  
der sich an Bequemlichkeit und gute Kost in Hühnenthal  
gewöhnt hatte. Freilich mußten seine Ohren das Hausge-  
rät und die aufgetischten Leckerbissen theuer bezahlen, und  
vom Morgen bis an den Abend seinen mürrischen Ehe-  
schaf quarren hören. Er ertrug das mit Hiobsgeduld  
und ward es allmählich so gewohnt, wie ein Mahlmüller  
das Getöse seiner Mühle.

25.

### Der Abschied.

Herr Frank hatte zwar (wie sich der Leser aus dem vo-  
rigen Kapitel erinnern wird) streng anbefohlen, daß Wil-  
helmen der nahe Zeitpunkt seiner Verweisung für jetzt noch  
ein Geheimniß bleiben sollte: allein das Herz der zärtli-  
chen Mutter vermochte nicht, dieses harte Gebot zu befol-  
gen. Sie ging, während ihr Gemahl, von den Kämpfen  
des Tages ermüdet, nach Tisch ein Schläfschen machte, zu  
ihrem geliebten Sohne und entdeckte ihm mit innigster  
Behmuth, daß die nächste Nacht seine letzte in Hühnen-  
thal sey.

Er fuhr ein wenig zusammen. Sein erster Gedanke  
war Luise. Doch er faßte sich schnell, nahm eine gleich-